

3. New York City

Mutters Verzweiflung schien sich auf seine kleine Schwester zu übertragen, die noch mehr schrie als zuvor. Es hatte sich ein dunkler Schatten über den schönsten und fröhlichsten Ort gelegt, den John sein Heim nannte. Selbst Sam scherzte kaum noch, stattdessen ging jeder grübelnd seiner Arbeit nach. Die einzigen fröhlichen Töne kamen von Mary, wenn sie mit dem Baby im Arm durch das Haus lief und ihm mit ihrer schönen Stimme Kinderlieder sang. Dass Mutter ihre Tochter nach Tante Mary benannt hatte, machte das zuvor schon starke Band zwischen den beiden Frauen nun unzertrennlich. Es war nicht auszudenken, was Mutter in diesen Tagen tiefster Niedergeschlagenheit ohne die gute Mary an ihrer Seite gemacht hätte.

An einem der lauen Sommerabende saß John draußen auf der Veranda und beobachtete die Fledermäuse, die in der herabsinkenden Dämmerung ihre Bahnen flatterten. Durch das offene Küchenfenster hörte er Mutter und Tante Mary miteinander reden. Auch wenn John die genauen Worte nicht verstehen konnte, sprach Marys besänftigender Tonfall für sich. Bislang war es Tante Mary immer wieder gelungen, Mutter zu trösten und zu ermutigen. Doch an diesem Abend schien ihr kein Erfolg beschieden zu sein. Als die beiden Frauen schließlich weinten, musste sich John die Ohren zuhalten.

Während der nächsten Tage setzte er alles daran, um Mutters Einwilligung für die geplante Suche nach Vater zu bekommen. Zum Schluss hatte sich seine Zähigkeit gegen Mutters Müdigkeit und Verzweiflung durchgesetzt. Es war völlig klar, dass er niemals den Zug Richtung New York City bestiegen hätte, wenn Mutter sich nicht noch um einen Säugling kümmern musste, der sie Tag und Nacht auf Trab hielt. Sein letzter Trumpf, den er schließlich ausspielen konnte, war Onkel Joseph. Der versprach, John bis New York City zu begleiten, wo man deutsche Freunde Carl Franckes aufsuchen wollte, um deren Hilfe zu erbitten.

Es war das zweite Mal, dass John mit der Eisenbahn reisen würde. Das erste Mal war er als kleiner Junge mit seinen Eltern nach Buffalo zu einem der „dutch Meetings“ gefahren. Man hatte Vater gebeten, vor den deutschen Einwanderern eine Rede für die republikanische Partei Lincolns zu halten. Er erinnerte sich noch gut an das ausgelassene Volksfest, doch erstaunlicherweise nicht an die Fahrt selber. Als die geplante Reise endlich bevorstand, bemerkte John, wie ihn die Aufregung packte. Er hatte in der Nacht schon wenig geschlafen und nun ließ ihn das Reisefieber fast den Abschiedsschmerz vergessen. Erst als er sich nach Mutter umschaute, die winkend mit dem Baby

im Arm auf der Veranda vor dem Haus stand, versetzte ihm der Anblick einen Stich ins Herz. Sam fuhr ihn mit dem einspännigen Buggie in die Stadt, wo sie Onkel Joseph am Bahnhof trafen. Natürlich war auch Tante Caroline dort und so gingen sie gemeinsam zum Bahnsteig, wo der aus Buffalo gekommene Zug schon unter Dampf stand. Der Abschied in Batavia verlief nicht minder herzerreißend. Selbst der große starke Sam hatte Tränen in den Augen, als er ihn ein letztes Mal in die Arme nahm und so an sich drückte, dass ihm beinahe die Luft wegblieb. John wusste, dass Sam am liebsten mitgefahren wäre; einmal aus Freundschaft zu seinem Vater, aber auch aus Liebe zu ihm, den zu beschützen er sich mit Vaters Weggang zu einer heiligen Mission gemacht hatte. Nachdem sie den Zug bestiegen und das Gepäck samt einem großen, mit einem karierten Tuch abgedeckten Korb verstaut hatten, saßen sie endlich in einer der bequem gepolsterten Sitzreihen des großzügigen Abteils. Aus dem Korb duftete es so verführerisch, dass John sofort Appetit verspürte. Er ließ seinen Blick durch den Wagen streifen. Die Einrichtung ließ einen fast vergessen, dass man in einer Eisenbahn saß. An einem Ende des Abteils war ein Kohleofen eingebaut, der das Reisen im Winter erträglich machen würde, und es gab sogar Toiletten. Er kannte eine Menge Leute, die in ihren heimischen Hütten mit deutlich weniger Komfort zurechtkommen mussten. John und Onkel Joseph suchten sich zwei gegenüberliegende Sitze, von wo sie den Lieben auf dem Bahnsteig ein allerletztes Lebewohl zuriefen. Dann setzte sich die Lokomotive stampfend und rumpelnd in Bewegung. Erst langsam, doch zunehmend schneller, zog die vertraute Landschaft an ihnen vorüber. Das Rattern der Räder auf den Schienen beschleunigte sich, bis der gleichmäßige Takt den Rhythmus für die weitere Reise vorgab. John fühlte sich von der enormen Geschwindigkeit, mit der sie die Eisenbahn durch den Raum katapultierte, förmlich berauscht. Bald hatten sie die vertraute Gegend verlassen und fuhren in einem großen Bogen Richtung Nord-Osten, dem Ziel ihrer ersten Reisetappe entgegen: Albany.

John trug seinen ungeliebten Sonntagsanzug, in dem er sich immer wie ein Fisch in einer Reuse fühlte, doch Mutter bestand darauf, dass er als Engländer gekleidet zu den Yankees reisen sollte. Ihn erinnerte der Anzug dagegen an die furchtbaren Seminaristen des lutherischen Predigerseminars, die einmal in der Kirche zu Besuch gewesen waren. Damals schwor sich John, niemals wie so ein Affe herumzulaufen. Das Schlimmste an der ganzen Montur waren seine knöchelhohen Schnürstiefel, die Sam ihm auch noch auf Hochglanz poliert hatte. Er konnte in den Dingern nie richtig laufen und musste sie glücklicherweise nur auf den kurzen Wegen in die Kirche tragen. Immerhin befanden sich in seiner Reisetasche alle Klamotten, die ihn wieder in den Jungen zurückverwandeln würden, der er war: John Tecumseh Jemison, Farmersohn und Jäger.

Nachdem er anfangs Onkel Joseph mit allerlei Fragen zur Eisenbahn und ihrer Fahrtroute gelöchert hatte, erstarb das Gespräch mit der Zeit. Der Onkel vertiefte sich in die Lektüre seiner Zeitung, doch John war zu aufgeregt, um zu lesen. Er zog es vor, die vorbeiziehende Landschaft zu betrachten. Dabei hielt er seine Nase durch das halbgeöffnete Fenster in den Fahrtwind. Der Wind spielte in seinen Haaren und John genoss es, die Geschwindigkeit körperlich zu spüren. Was er nicht bemerkte, war die Asche, die mit dem Rauch in ihr Abteil wehte. Irgendwann blickte Onkel Joseph ungehalten über den Rand seiner Zeitung und verlangte die Schließung des Fensters, bevor das Blatt in seinen Händen Feuer fangen würde. John gehorchte murrend, doch sein Spiegelbild in der Fensterscheibe offenbarte Rußpartikel sowohl auf seinem Gesicht als auch auf seinem weißen Hemdkragen. Zerknirscht setzte er sich wieder auf die Bank und hing seinen Gedanken nach. Dabei fiel ihm der Abend vor zwei Jahren ein. Sie saßen gemeinsam am Küchentisch. Eine ungewohnt gedrückte Stimmung und Mutters versteinertes Gesicht ließen ahnen, dass es um eine sehr ernsthafte Sache ging, die es zu besprechen galt. Vater erzählte ihnen vom Ausbruch des Krieges gegen die Rebellen, die sich der Sezession angeschlossen hatten, um das Land zu spalten. Er berichtete von der ersten großen Schlacht bei Mannasses und die schändliche Niederlage der Union. Und dann eröffnete er ihnen seinen Entschluss, sich freiwillig zur Armee zu melden, um der Sache Präsident Lincolns zu dienen. Alle waren bestürzt, doch wussten sie, dass Vaters Entscheidung wohl überlegt war.

In den folgenden Tagen suchte John so häufig wie möglich das Gespräch mit seinem Vater, um dessen Beweggründe besser zu verstehen. Und dieser erzählte ihm von seinem Kampf in Deutschland für eine Nation, in der jeder Mensch gleiche Rechte und eine Chance auf eine Zukunft in Freiheit haben konnte. Er erzählte ihm von der freudigen Aufbruchsstimmung, als der preußische König dem Volk Zugeständnisse für eine politische Mitbestimmung gemacht hatte. Er berichtete, wie dieser mit den schwarz-rot-goldenen Farben der Revolution in Berlin unter die Bürger getreten war, um dann seine eigenen Untertanen zu verraten, indem er die vielen Männer, die guten Willens an einer Verfassung gearbeitet hatten, zu Verbrechern stempelte. Das war 1848 der alten Zeit, wie Vater immer zu sagen pflegte. In all den Jahren war sein Blick immer wieder nach Westen, über den großen Ozean nach Amerika gewandert, dem Land, das ihm wie ein Paradies auf Erden erschien. Und dann wurden die Vereinigten Staaten von Amerika sein Land, das seine Ideale teilte und dem er nunmehr sein Leben widmen wollte. All dies verband Vater mit der neuen Zeit. Selbst die dunklen Revolutionsjahre hatten hier eine neue hoffnungsfrohe Bedeutung bekommen, denn nur ein Jahr zuvor war John Tecumseh geboren worden. John, den Carl wie einen eigenen

Sohn liebte und an dessen Zukunft ihm nun alles lag. Doch dann drohte ihr Land, ihre gemeinsame Zukunft auseinanderzubrechen. Die Staaten der Sezession beharrten ausgerechnet auf dem größten Schandfleck, der einem Verbrechen an der Menschlichkeit gleichkam. Sie beharrten auf das Recht auf Eigentum an Menschen, sie beharrten auf der Sklaverei, die Amerika wie ein Krebsgeschwür zerfraß. Und sie waren bereit, dieser gottlosen Sache die große Idee von Amerika zu opfern. Wenn Vater diese Themen ansprach, konnte sich der ausgeglichene Mann richtiggehend in Rage reden.

Nachdem sie wieder einmal über die politischen Entwicklungen im Süden gesprochen hatten, gab er John ein Buch. Es war von einer jungen Frau geschrieben und seit einiger Zeit in aller Munde. Die Frau hieß Harriet Beecher Stow, das Buch *Onkel Toms Hütte*. John nahm unter Tränen am Schicksal des armen Negersklaven Tom Anteil, der trotz aller Schicksalsschläge und Grausamkeiten immer aufrichtig an seinem Glauben festgehalten hatte. Onkel Toms Schicksal wurde für ihn zu Sams Geschichte, beide, Tom und Sam verschmolzen in seiner Fantasie so sehr, dass Onkel Tom nicht anders als sein Freund Sam aussehen würde. Dabei erschütterte ihn zutiefst, wie Menschen so niederträchtig mit anderen umgehen konnten. Im vergangenen Winter war Vater das letzte Mal auf Heimaturlaub gewesen. John erschrak beim Anblick des gealterten Mannes, der ihn die folgenden Tage immer wieder aus müden Augen anschaute. Sie schienen ihr Mut machendes Leuchten verloren zu haben. Es dauerte fast eine Woche, bis sich die alte Vertrautheit eingestellt hatte. Beim Abschied nach den Weihnachtstagen flossen viele Tränen, zuletzt auch bei Vater.

Nach zwölfstündiger Fahrt kamen sie schließlich in Albany an, die größte Stadt, in der John jemals gewesen war. Onkel Joseph hatte schon Tage zuvor Freunden der Familie telegraphiert, um eine Übernachtungsmöglichkeit zu organisieren. Man empfing die beiden überaus freundlich, aber John, einfach zu müde, um den abendlichen Gesprächen zu folgen, war heilfroh, als er sich endlich in sein Bett verabschieden durfte.

Am nächsten Morgen saßen sie schon früh im Zug nach Süden, der sie 144 Meilen entlang des Westufers des Hudson River nach New York bringen würde. Als sie endlich den Bahnhof von Jersey City erreichten, stand die Sonne schon deutlich im Westen. Zu seinem Verdross offenbarte ihm Onkel Joseph, dass sie immer noch nicht am Ziel waren. Zusammen mit den meisten Passagieren liefen sie vom Bahnhof hinunter zum Hafen. Ein Dampfschiff der New York & Erie Railroad Line brachte sie über den Hudson River nach Manhattan ins Herz von New York City.

Der Blick auf die Silhouette des Häusermeers verschlug John den Atem. Manhattan sah aus wie ein von Menschen erbautes Gebirgsmassiv, das sich hinter einem schier unendlichen Wald aus Schiffsmasten in den Hafendocks auftürmte. Obwohl es Hoch-

sommer war, blies ein kühler Wind vom offenen Meer herüber, sodass John froh war, jetzt seine Wolljacke wieder überziehen zu können. Nachdem sie auf der anderen Seite des Hudsons den Landungsbereich des Erie Railroad Depot verlassen hatten, orientierten sie sich in östliche Richtung auf den West Broadway zu. Wenn er Albany mit seinen gut 60.000 Einwohnern schon beeindruckend fand, stellte das, was John nun von New York City sah, alles Denkbare in den Schatten. Schon beim Verlassen des Fähranlegers überwältigten ihn die unvorstellbare Größe, der Lärm und die hektische Betriebsamkeit. Die Stadt erschien ihm wie ein gigantischer Ameisenhaufen, in den ein unsichtbarer Riese ständig mit einem Stöckchen herumstocherte. Und er selbst fühlte sich zu einer der Abermillionen winzigen Ameisen geschrumpft. Trotz des chaotischen Durcheinanders schienen sich die Massen an Menschen und Tieren nach einem geheimnisvollen Muster zu bewegen. Unzählige Menschen und Fuhrwerke aller Art drängten sich durch nicht enden wollende Straßen, die sich in Schluchten zwischen riesigen, teilweise über fünf Stockwerken hohen Gebäuden fraßen. Gemüsekarren, die von Ponys gezogen wurden, flossen in einem endlosen Strom neben sechsspännigen Lastwagen teilweise über 10 Yards lang. Dazwischen fuhren elegante Equipagen, schnittige Phaetons, allgegenwärtige Hansom Cabs und ländliche Buggies. Er fragte sich, wie die Pferde in den vollgestopften Straßen überhaupt noch existieren konnten, ohne vor Angst wahnsinnig zu werden. Dazwischen wimmelte es überall von Menschen: Feine Herrschaften, derbe Arbeiter, Schwarze, Weiße, Frauen und Kinder hasteten durcheinander, als hätte man eine Meute tollwütiger Hunde auf sie gehetzt. Über diesem Chaos wölbte sich eine lärmende Dunstglocke aus Gestank und Dreck, deren Widerhall wie eine Lawine auf ihn einstürzte und ihn zu erdrücken drohte. Sein Geist, bislang auf die feinen Signale der Natur ausgerichtet, war außerstande, diese Flut von Reizen aufzunehmen. Hinzu kam die schwüle Sommerhitze, die ihm fast den Atem nahm. In seinem Kopf summte es, als steckte er in einen riesigen Bienenstock.

Als er am Ende des Broadways kampierende Soldaten sah, fühlte er sich das erste Mal unmittelbar mit dem Krieg konfrontiert. Aber auch diese Eindrücke flogen an ihm vorüber, während er wie der buchstäbliche Junge vom Lande hinter dem Onkel her stolperte und sich dabei fragte, wie dieser mit seiner Beinprothese so schnell gehen konnte. Durch seine häufigen Aufenthalte in der monströsen Stadt kannte Onkel Joseph eine kleine Pension nahe dem Washington Square. Doch das bedeutete für die beiden noch ein Stück Fußmarsch. Sie folgten dem Broadway bis zur Canal Street, die sie weiter Richtung Norden überquerten und schließlich die Sullivan Street erreichten.

Dort kehrten sie den großen Boulevards den Rücken. Allmählich fühlte John, wie sein Kopf sich beruhigte. Nach der Flut der Menschenmassen konnte er wieder ein-

zelne Personen wahrnehmen, obwohl auch abseits der Hauptstraßen überall das Leben pulsierte. Quer über die Straßen waren Leinen gespannt, um daran Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Die bunten Wäschestücke sahen aus wie Festtags-Wimpeln, ganz so, als erwarte man demnächst den Durchzug einer Blaskapelle. Auch die Teppiche und Bettwäsche, die über den gusseisernen Geländern der Balkone hingen, schienen sich am bunten Lumpenschmuck eines niemals stattfindenden Umzugs beteiligen zu wollen. Trotz der Enge hatten die Leute vor ihren Häusern kleine Marktstände aufgebaut, wo frisch bereitete Speisen, Obst, Gemüse und Brot immer neue Gerüche an Johns Nase trugen. Männer und Frauen priesen lauthals ihre Waren auf diesem Straßenmarkt an, auf dem man so ziemlich alles für Haus und Hof kaufen konnte. John hörte amerikanische Wortfetzen, die er aufgrund der fremdartigen Aussprache im ersten Moment für irgendein ausländisches Kauderwelsch hielt, dazwischen auch Deutsch und Sprachen, die ihm gänzlich unvertraut waren. Die meisten Menschen trugen normale Kleidung, manche hingegen Kostüme, die er als Trachten aus einer ehemaligen Heimat erachtete. Einige Menschen erinnerten ihn an seine irokesischen Brüder und Schwestern, doch trugen sie exotische Gewänder, die er zuvor nie gesehen hatte. Die meisten Männer dieser Volksgruppe hatten ihre Häupter kahl rasiert, bis auf einen langen geflochtenen Zopf. Auf seine Nachfrage erklärte Onkel Joseph, diese Leute gehörten zum Volk der Chinesen, die aus dem fernen Asien stammten.

Schließlich bogen sie in eine kleine Seitenstraße ein und steuerten auf einen der vielen gleichförmigen Hauseingänge zu. Oberhalb der massiven Holztür befand sich ein schmales Fenster, auf dem in verblichenen goldenen Buchstaben das Wort Hotel zu lesen war. Sie stiegen einige Stufen hinauf, und da sie keinerlei Vorrichtungen zum Läuten fanden, entschieden sie sich einfach einzutreten. Sie stemmten sich gegen die massive Türe, doch zu ihrem Erstaunen schwang sie leichtgängig auf und begleitet vom lauten Gebimmel einer innen angebrachten Türglocke, stolperten sie ins Haus. Nun standen sie in einem schmalen Flur mit hoher Decke, der auf einen Empfangsraum mit einem wuchtigen Holztresen zulief. Im kühlen Haus lag ein dumpfer Geruch nach Kohl und gebratenem Speck. Hinter dem Tresen stand ein korpulenter Mann, der lesend in einer vor ihm aufgeschlagen liegenden Zeitung vertieft war. Der Mann schien sie nicht zu beachten. Erst beim Näherkommen blickte er von seiner Lektüre auf, um sie aus kleinen feindseligen Schweinsäugelchen zu fixieren. Auf dem Kopf trug er ein weiches randloses Käppi aus verschossenem grünem Stoff, der mit goldenen Weinranken bestickt war. Der Mitte der Kappe entsprang eine lange, über seine rechte Schläfe herabfallende Quaste. Einzelne Fäden der Quaste klebten auf seiner schwitzenden Haut. Seine feisten, rosigen Wangen waren mit weißblonden Koteletten be-

deckt, die einen abschätzig nach unten gezogenen Mund einrahmten. Unter den Armen seines abgetragenen weißen Hemdes zeichneten sich dunkle Schweißkränze ab, die speckige Weste darüber war ursprünglich einmal schwarz gewesen. An einem der Westenknöpfe prangte eine schwere goldene Uhrkette, die sich quer über seinen Bauch spannte und in einer kleinen Tasche verschwand. Als sie näherkamen, fiel John auf, dass eine Hand des Wirtes einen größeren Gegenstand umklammerte, der sich unter der Zeitung befand. Als sie den Tresen erreicht hatten, grinste Onkel Joseph breit und rief, was sonst nicht seiner Art entsprach, laut in den Empfangsraum: „Hallo Bob, alter Kesselschubser, wie gehts denn so?“

Die feindliche Miene des Wirtes hellte sich auf und verwandelte sich schlagartig in ein Strahlen: „Joe? Mensch Joe, du alter Eisenfresser, wenn das keine Überraschung ist!“ Unter Zurücklassung des Gegenstandes zog er die Rechte unter der Zeitung hervor, breitete die Arme aus, quetschte sich hinter dem Tresen hervor und umarmte Onkel Joseph. „Schön, dass es dich mal wieder zum Nabel der Welt zieht, du hinterwäldlerisches Landei!“ Dann warf er einen neugierigen Blick auf John. „Und, wen haben wir da? Hast du mir etwa dein Söhnchen vorenthalten?“

Nachdem ihm der Onkel seinen Neffen unter Klärung der familiären Verhältnisse vorgestellt hatte, bekam das Gespräch eine erneute Wendung. Der irische Wirt Robert „Bob“ Murat, erzählte mit regungsloser Miene von den Ereignissen der letzten Tage, die New York in anarchistisches Chaos stürzten. „Ich hab’s ja immer gesagt, die Nigger sind unser Untergang. Erst lassen wir uns für die schwarzen Seelen auf den Schlachtfeldern in einem verfluchten Krieg in Stücke schießen und dann kommen sie auch noch scharenweise in unsere Stadt, um uns unsere Arbeit wegzunehmen. Und unser feiner Präsident mit seinem Republikaner-Pack spendiert ihnen auch noch eine Luxus-suite in der feinsten Gegend von Manhattan.“

Tatsächlich hatten reiche New Yorker Bürger in der Fifth Avenue ein wunderschönes vierstöckiges Waisenhaus errichten und nach allen Regeln der Kunst ausstatten lassen. Das Colored Orphan Asylum, Zufluchtsstätte für schwarze Kinder aus den Südstaaten, war schließlich auch das Ziel des aufgebrauchten Mobs. Der Hass der überwiegend irischen Aufständischen nährte sich aus den hohen Verlusten unter New Yorker Freiwilligen in der Schlacht von Gettysburg. Die anschließend von der Regierung erklärte allgemeine Wehrpflicht brachte dann das Fass zum Überlaufen. Dabei gestattete das Gesetz wohlhabenden New Yorker Bürgern, sich einen Ersatzmann für die Front zu suchen und sich für 300,- \$ vom Militärdienst frei zu kaufen. Daraufhin zogen aufgebrauchte Arbeiter aus den Häfen, Fabriken und Baustellen in den 9. Bezirk und brannten das Rekrutierungsbüro nieder. Eine hastig herbeigerufene Einheit zur Befriedung des

Aufruhrs wurde in die Flucht geschlagen. Dann zogen die Randalierer weiter in die Gegenden der Reichen und schließlich zum Waisenhaus, das sie ebenfalls niederbrannten. Der Mob belagerte Wohnungen bekannter Republikaner, protestantische Kirchen und sogar die Redaktion der New York Times. Schwarze, denen man unterwegs begegnete, massakrierte und lynchte man auf offener Straße. Der Wirt berichtete von Negern, die man, nachdem man ihnen die Eier abgeschnitten hatte, anschließend am nächstbesten Baum aufhängte. Andere wurden in den Hudson getrieben, wo sie ertranken. Schon am folgenden Tag, dem 14. Juli, fordert der New Yorker Bürgermeister George Opdyke militärische Unterstützung aus Washington an. Nach zwei Tagen massiven militärischen Vorgehens gelang es schließlich fünf Regimentern Unionsinfanterie die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen.

„Die haben hier Krieg geführt, so wie draußen gegen die Rebellen. Aber sie haben gegen ihre eigenen Leute gekämpft, gegen Zivilisten!“ Mr. Murat schaute von Ihnen weg und sein Blick verlor sich in der Ferne. Er sumnte eine Melodie, dann, wie zu sich selbst, hob er an:

„Wir kommen Vater Abraham, schon wieder dreihunderttausend.

Wir verlassen Heim und Herd mit blutendem Herz und weh,

da Armut unser Verbrechen war, beugen wir uns deinem Befehl;

wir sind die Armen und besitzen keinen Reichtum, um uns Freiheit zu kaufen.“

Den Versen folgte ein verächtliches Schnaufen, das in ein fernes Nichts gesendet wurde. Nach einem Moment des Schweigens wendete er sich erneut seinen Gästen zu: „Das ist das Lied der Wehrpflichtigen, das die Leute dieser Tage überall singen.“ Er hatte Tränen in den Augen: „Weit über 100 unserer Leute haben Abes Schlächter dabei umgelegt, darunter auch Frauen und Kinder.“

Zwar kochte John innerlich über die unverhohlene Abneigung des Wirts gegen Schwarze, doch der unbändige Drang, ihn zu schlagen, ebbte angesichts dessen, was er erlebt hatte, etwas ab. Onkel Josephs Blick gemahnte ihn ebenfalls zur Mäßigung. So blieb ihm nur, mit geballten Fäusten in den Taschen dazustehen und seinen Zorn herunter zu schlucken. Der fette Wirt zwängte sich wieder hinter seinen Tresen und faltete die Zeitung zusammen. Darunter kam ein Revolver zum Vorschein, der ebenfalls kommentarlos unter dem Tresen verschwand. Dann händigte er ihnen den Zimmerschlüssel aus. Die beiden stiegen die knarrenden Holzstufen in den ersten Stock hinauf, wobei der Wirt angesichts seiner Körperfülle lieber darauf verzichtete, sie zu begleiten. Das Zimmer befand sich am Ende eines schmucklosen Korridors. Sie betraten das Zimmer und fanden es so vor, wie Onkel Joseph es beschrieben hatte: Einfach, aber sauber und entsprach dabei nicht dem Erscheinungsbild des Hauswirts. Der Zimmer-

türe gegenüber befand sich ein Fenster, durch das das letzte Licht des Tages fiel. An der linken Wand stand ein Bett, ein Nachttisch, davor ein schmaler, fadenscheiniger Läufer, der die ansonsten nackten Dielen bedeckte. Direkt neben der Tür gab es einen Waschtisch, auf dem eine Emailschüssel und eine große Kanne mit Wasser bereitstanden. Neben der Schüssel lagen zwei saubere, sorgfältig aufeinander gefaltete Handtücher, bekrönt mit einem Stück Seife. Für John sollte ein bezogenes Sofa als Bett dienen. Ein kleiner Tisch mit einer Petroleumlampe und ein Stuhl rundeten die Einrichtung ab. Fasziniert betrachtete John die gerahmten Bilder von Dampflokomotiven an den Wänden. Onkel Joseph beobachtete John einen Moment. „Ja mein Lieber, das war Bobs Welt. Die Eisenbahn! Irgendwann wurde er zu alt für die anstrengende Arbeit auf dem Führerstand. Dann erbten sie dieses Haus und Kathy überredete ihn, mit ihr nach New York zu gehen, um das Hotel aufzumachen. Die gute Seele des Hauses ist seine Katherina. Ich glaube, Bob wird immer den alten Zeiten bei der Eisenbahn hinterher trauern.“

„Ich hätte ihn schlagen können, wegen dem, was er über die Schwarzen gesagt hat!“, entgegnete John immer noch voller Wut.

Joseph sah ihn begütigend an: „Ich weiß mein Junge, aber manche Dinge sehen aus der Nähe betrachtet anders aus. Das Problem ist, dass die Regierung nicht so richtig weiß, was sie mit den befreiten Negern machen soll. Viele Iren sind arm und bangen um ihre Jobs. Sie sehen in den Negern keine befreiten Sklaven, sondern Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt. Damit will ich die jüngsten Ereignisse nicht gutheißen. Aber vergiss nicht, dass Bob im Grunde seines Herzens kein übler Kerl ist. Er würde jedem, der in Not gerät, schwarz oder weiß helfen. Glaube mir.“

Damit war das Gespräch beendet und Onkel Joseph widmete sich seinem Koffer. John schaute aus dem Fenster. Es wies nicht zur Straße, sondern auf einen Innenhof mit einem kleinen Garten mit sorgfältig angelegten Gemüsebeeten. Der Garten mit den Obstbäumchen machte ihm bewusst, wie weit er in diesem Augenblick von Mutter, Sam und Mary entfernt war. Das erste Mal seit ihrer Abreise hatte er Heimweh.

Als sie die Pension verließen, um eine Kleinigkeit zu essen, war es schon dunkel geworden. Die anbrechende Nacht spendete etwas Abkühlung. Sie gingen zum Washington Square, wo das Leben trotz der vorgerückten Stunde immer noch pulsierte. Offenbar waren sie nicht die Einzigen, die die kühle Abendluft nach draußen gelockt hatte. Mitten auf dem Platz befand sich ein weiteres Biwak der Truppen, die seit den Draft Riots in der Stadt stationiert waren. Obwohl die Soldaten teilweise selber aus Manhattan stammten, bewachten sie ihr Lager, als wären sie im Feindesland.

John schlenderte mit dem Onkel an den Gasthäusern vorbei, die sich entlang des Platzes aneinanderreiheten. Schließlich entschieden sie sich für eine Schankwirtschaft, die auf einem großen Schild „Wienerwurst“ anpries. Aus dem gut besuchten Schankraum schlug ihnen lautes Stimmengewirr entgegen. Petroleumlampen an der Decke tauchten die langen Holztische in dämmeriges Licht. Onkel Joseph kaufte am Tresen zwei Suppen mit Wurst, einen Kanten Brot und Käse. Dazu bestellte er zwei Krüge Bier. Die Speisen und Getränke durch den belebten Raum balancierend, hielten sie nach einem freien Platz Ausschau. Schließlich fanden sie im hinteren Teil des Schankraums noch zwei einander gegenüberliegende Plätze. Noch bevor sie den ersten Happen zu sich nahmen, zauberte Onkel Joseph ein Messer von beeindruckender Größe hervor, um damit eine daumenbreite Scheibe vom Brotlaib zu schneiden, die er dem Neffen über den Tisch reichte. Anschließend verschwand das Messer ebenso unauffällig unter der Jacke des Onkels. Während John über den Rand seiner Schlüssel blies, um die heiße Suppe etwas zu kühlen, ließ er seine Augen durch den Raum wandern. Er sah überwiegend Männer, viele Arbeiter, aber auch einige Angestellte in Anzügen und weißen Hemdkragen. An einem Ende der benachbarten Tischreihe saß eine Gruppe Uniformierter, die nach der Lautstärke ihrer Unterhaltung zu urteilen, dem Bier schon reichlich zugesprochen hatten. Im selben Augenblick wies der Onkel dezent mit dem Kopf zum Tisch der Soldaten und raunte auf Onondaga, der gemeinsamen Muttersprache: „Es würde mich sehr wundern, wenn die Herren dort drüben keine Lust hätten, einem begeisterten Jungen vom Lande etwas von ihren Heldentaten zu erzählen.“

Sie aßen schweigend zu Ende, wobei John immer wieder zum Tisch der Yankee-Soldaten hinüber schielte, an dem immer lauter lamentiert wurde. Mittlerweile hatte die Gruppe auch die Aufmerksamkeit der anderen Gäste auf sich gezogen, deren Gespräche weitgehend verstummt waren. Dann begann einer der Soldaten ein Lied zu singen, in das die anderen nach und nach einfielen:

„I’ve come shust now to tells you how I goes mit regimentals;
 To schlauch dem voes of liberty like dem old Continentals,
 Vot fight mit England long ago to save the Yankee Eagle,
 Un now I gets miner soldier clothes, I’m going to fight mit Sigel.“
 Schließlich grölte der ganze Tisch lauthals:
 „Yah, daus is true, I shpeaks mit you. I’m going to fight mit Sigel.
 For rations dey gives salty pork. I dinks dat vas a great sell;
 I better likes der Sauerkraut, der Schnitzel-Kase und Brezel.
 If Fighting Joe will give us dem, ve’ll save der Yankee Eagle,
 Und I’ll put mine vrou in breech a loons to go and fight mit Sigel!“